

GRUPPEN-BILDER

INDUKTIVE METAPHERNANALYSE ALS KREATIVES INSTRUMENT IN DER QUALITATIVEN SOZIALFORSCHUNG (AM BEISPIEL DER METAPHORISIERUNG VON SOZIALEN GRUPPEN-KONTEXTEN)

von Anil K. Jain

Die Beschäftigung mit dem Feld der Metapher hat Konjunktur. Trotzdem handelt es sich noch immer um ein eher »abwegiges«, peripheres Thema und Gebiet. Vor allem in der empirischen Forschung führt die Metapher ein »Schattendasein«, und dies, obwohl in der Metaphernanalyse ein nicht zu unterschätzendes Potential schlummert. Dieses Potential beruht auf dem kreativen Vorstellungsraum, den die Metapher allgemein eröffnet – wenn man die metaphorischen Bilder reflexiv und kritisch deutet und sich nicht in konventionellen Vorstellungs- und Interpretationsmustern fixiert. So findet das metaphorische Denken zunehmend im philosophischen Diskurs Wertschätzung (siehe Abschnitt 1). Aber die »Kreativität« der Metapher kann auch empirisch, in der qualitativen Sozialforschung, »gewinnbringend« eingesetzt werden, indem sie eine Auflockerung des konventionellen »Frage und Antwort-Spiels« im qualitativen Interview erlaubt. Zudem bietet das Medium der Metaphern einen auf anderen Wegen viel schwerer zu erreichenden Zugang zur Ebene des Unbewußten (vgl. Abschnitt 2).

Dabei besteht natürlich immer die Gefahr der Überinterpretation und der Beliebigkeit. Deshalb soll hier, nachdem die theoretischen Grundlagen gelegt sind, ein »induktives« metaphernanalytisches Verfahren vorgestellt werden, bei dem diese Gefahr »minimiert« ist, indem ein aktiver Input gesetzt wird und die Befragten direkt am Prozeß der Interpretation teilhaben (vgl. Abschnitt 3). Dieses Verfahren wurde konkret genutzt, um Aufschlüsse über Muster und Typen individueller Verortung zu erhalten, d.h. um sich den bewußten und vor allem den latenten Positionierungen von Individuen in ihrem Netzwerkzusammenhängen anzunähern. Dabei zeigte sich, daß die Metapher auch im konkreten Anwendungsfall der Empirie ein dialektisches Medium ist, daß die »Äußerungen« der befragten Personen zwischen reflexiven, d.h. kritisch-überschreitenden, und »deflexiven«, d.h. von Reflexion eher ablenkenden oder stereotypen Verbildlichungen schwankten – wobei diese Zuordnung oft nicht klar und eindeutig getroffen werden konnte (vgl. Abschnitt 4).

1. THEORETISCHE VER-DICHTUNGEN: METAPHERN ALS MEDIEN DER THEORIEBILDUNG

Erst im (metaphorischen) Bild wird die abstrakte Idee, der Begriff, konkret und damit begreifbar und aussagekräftig, be-deutend und deutbar – weist also auch gegebenenfalls (utopisch) über sich hinaus. Im wissenschaftlich-philosophischen Diskurs blieb die Metapher allerdings über weite Strecken ein ungeliebter (und doch stets präsender) Gast: Lange schwieg man von der Metapher, und wo man sich über sie ausließ, kam es zumeist einer Diffamierung gleich. Trotzdem bediente man sich ausgiebig ihrer ambivalenten Macht. Das beredte Schweigen über die Metapher – denn man darf die Quellen der eigenen Macht nicht enthüllen – setzte schon dort ein, wo man versuchte, ihre Bedeutung (umfassend) *festzuschreiben*. Und hier beginnt

zugleich die Geschichte der Zuschreibung der Metapher zu einem *eingeschränkten*, peripheren Diskurs: Die »klassische« Definition der Metapher – und somit ihr angestammter Ort – findet sich nämlich in der »*Poetik*« des Aristoteles. Daneben spielte die Metapher für Aristoteles nur in der »*Rhetorik*« eine Rolle. Gerade diese (doppelte) Einordnung zeigt deutlich die latente Mißachtung der Metapher durch Aristoteles. Denn sie verweist darauf, daß die Metapher im Kontext der »zentralen« Wissenschaften, wie der Metaphysik oder der Politik, als ungeeignetes »Medium« erschien.

Auch in der Folge wagte es kaum ein Ernst zu nehmender/Ernst genommen werden wollender Denker, sich – offen – zur Metapher zu bekennen. Denn wie bemerkt Max Black so treffend: »Auf die Metaphern eines Philosophen aufmerksam machen, heißt ihn herabsetzen – als rühmte man einen Logiker wegen seiner schönen Handschrift. Der Hang zur Metapher gilt als verderblich nach der Maxime, worüber sich nur metaphorisch reden lasse, solle man am besten überhaupt nicht reden.« (*Die Metapher*; S. 55) In dieser Hinsicht steht die neuzeitliche Philosophie in völliger Kontinuität zur philosophischen Tradition. Man war – bemüht, in einer Zeit der Unsicherheit neue Sicherheiten herzustellen – dominiert vom Streben nach dem »reinen«, eindeutigen Begriff. Das zeigt sich nicht nur an der ablehnenden Haltung, die etwa Bacon (vgl. *Novum Organum*) und Descartes (vgl. *Discours de la méthode*) gegenüber der bildlichen Sprache und dem bildlichen Denken einnehmen. Eine explizite Ablehnung des Bildlichen und speziell des Metaphorischen läßt sich sehr klar auch bei anderen zentralen Philosophen der Neuzeit aufweisen.

Die Spitze und den Höhepunkt in der erstaunlich uniformen philosophischen Bewegung weg von der Metapher und vom Bildlichen kann man freilich bei Hegel ausmachen. Zwar gehört er dem deutschen Idealismus an, der als eine Wiederbelebung insbesondere des Platonismus und seiner Ideenlehre angesehen werden kann. Doch Hegel faßt die Idee, im Gegensatz zu Platon, rein abstrakt (und nicht bildlich). Und das Abstrakte der Idee kann wiederum nur über den »reinen« Begriff erfaßt werden, in dem alle Widersprüche (synthetisch) »aufgehoben« sind. Auch die Metapher beinhaltet zwar eine Synthese, indem sie Gegensätze verbindet, zweifaches in eins setzt. Trotzdem betrachtet Hegel die Metapher kritisch. Denn: »Die Metapher [...] ist immer eine Unterbrechung des Vorstellungsganges und eine stete Zerstreuung, da sie Bilder erweckt und zueinanderstellt, welche nicht unmittelbar zur Sache und Bedeutung gehören [...]« (*Vorlesungen über die Ästhetik*; S. 395 [Teil 2, Kap. 3, Abschnitt B, 3a]) Die Metapher bringt also gemäß Hegel von der Spur der (metaphysischen) Bedeutung ab, und die Philosophie muß darum eine ähnliche Bewegung wie die – lebendige – Sprache vollziehen, in der nach und nach der ursprüngliche metaphorisch-bildliche Gehalt vieler Ausdrücke schwindet und sich durch »Abnutzung« (bzw. in dialektischer Aufhebung) zum eigentlichen Ausdruck/Begriff wandelt (vgl. ebd.; S. 391f.).

Erst mit Nietzsche (vgl. *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*), vor allem aber im 20. Jahrhundert mit dem »linguistic turn« (Rorty) ändert sich das »Bild«, und der Sprache wie auch speziell der Metapher wird zunehmend Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Beispiel für diese neue Wertschätzung der Sprache und des Metaphorischen ist das Werk Paul Ricœurs, der auch

wesentlich von der Psychoanalyse beeinflusst wurde: Zentraler Topos seines philosophischen Bemühens ist die »*Interpretation*«, die sich um die Deutung der immer ambivalenten und damit gleichzeitig nach einer Auslegung geradezu *verlangenden* Welt der Symbole und der Sprache bemüht und die so zwischen mythologischem Wissen und Philosophie vermittelt. Folglich stellt für Ricœur, ähnlich wie für Paul de Man (vgl. *Epistemologie der Metapher*), die (lebendige) Metapher ein zentrales Bindeglied zwischen poetischem und philosophischem Diskurs dar. Ihre interpretative Offenheit verleiht ihr das Potential, die Wirklichkeit in neuer Weise zu beschreiben – indem sie zur (kreativen) Deutung zwingt. Und eben das macht sie auch für den philosophischen Diskurs fruchtbar. In ihr kommt eine Spannung zwischen Wirklichkeitstreue und Imagination zum Tragen, die eine »metaphorische Wahrheit« – hermeneutisch – offenbart, zum Leben erweckt. »Lebendig ist die Metapher [also] nicht nur insofern, als sie eine konstituierte Sprache belebt. Lebendig ist sie auch, indem sie den Schwung der Einbildungskraft auf ein »mehr denken« auf die Ebene des Begriffs überträgt.« (*Die lebendige Metapher*; S. 285)

Wie aber wirkt die Metapher, worin liegt konkret ihr »Mehrwert«, ihr heuristisches Potential? Man kann die Metapher im wörtlichen Sinn als einen »Überträger« begreifen. Die subversive »Macht der Metapher« (Gamm) liegt in der »Infektiosität« ihrer Übertragung. Von einem Bereich wird Bedeutung auf den anderen übertragen, transportiert: imaginiert. Der metaphorische Kontext wird dadurch – aus dem Blickwinkel des begrifflichen Denkens – gleichsam infiziert und kontaminiert. Er verändert sich in seinen (Sinn-)Bezügen. Das Reine des Begrifflichen wird gesprengt durch die »Verschmutzung« mit der Sinn-Fremden, in gewisser Weise unheimlichen, Angst und Ungewißheit provozierenden, aber auch zugleich Neugierde erweckenden Konkretion des metaphorischen Sprachspiels: In der Trope der Metapher nimmt das Bezeichnete eine abweichende »Gestalt« an. Das Denken wird rück-geführt auf das Anschauliche, Konkrete – und muß sich auf diese »Realität« deutend einlassen, um zu verstehen.

Dieses interpretative Verständnis ist *in einem doppelten Sinn* »kreativ«. Denn um in der Metapher Sinn zu erkennen, muß zumindest *eine* Bedeutung – auf der Basis eines suchenden (und damit grundsätzlich offenen) Reflexionsakts – *konstruiert* werden. Die Metapher *zwingt* also zur Interpretation, sie kann unmöglich wörtlich aufgefaßt werden, und »diese Unmöglichkeit treibt dazu, eine übertragene Bedeutung zu suchen« (Henle: *Die Metapher*; S. 91). Die entfremdende Abweichung der Metapher »stellt« also, um ein Heidegger-Wort zu gebrauchen, den Rezipienten. Sie erfordert eine deutende »Positionierung« im Text-Rahmen und damit im Raum möglicher Bedeutungen. Die Deutungsaufforderung, die die Metapher darstellt, kann also als »erzwungene Stellungnahme« (forced positioning) im Sinn der »Positioning Theory« aufgefaßt werden (vgl. Harré/Langenhove: *Positioning Theory*; S. 27f.).

Dieser Stellungs-Rahmen ist aber, und darin liegt ihre eigentliche »Kreativität«, nicht eindeutig, nicht fixierbar. Denn genau durch die Anbindung an das Konkrete wird ein per se niemals eingrenzbarer Interpretationsraum eröffnet – indem jede Konkretion (potentiell) den »sinnlichen« Ausgangspunkt für assoziative, abweichende Denkbewegungen bildet. So initiiert, »erregt« die Konkretion in der (bildhaften) Metaphorik eine Aufspaltung der Sinn-Grenzen. Die Metapher ist die (be-)greifbare, reale, dingliche Differenz im Diskurs. Sie verweist – als »schiefes«, der

Kontextlogik widersprechendes Bild – auf die Uneinheit des (jedes) Gesagten. Und diese Differenz, der »Spalt«, der durch die »*Metaphorische Verdrehung*« (Beardsley) aufgemacht wird, kann – wo er wahr-genommen wird – für imaginative, den vorgegebenen Rahmen auch überschreitende Interpretationen genutzt werden.

Man muß allerdings die Metapher zu lesen wissen, sie sinnlich werden lassen, d.h. sich auf sie einlassen, sich entäußern, ihr ausliefern, um sie solchermaßen, im Sinn einer differenzbewußten »negativen Hermeneutik« (Schönherr-Mann: *Das Mosaik des Verstehens*), reflektieren zu können. Insbesondere die konventionelle, zum »toten« Symbol »herabgesunkene« Metapher verführt zu einer Übernahme vorgegebener Deutungen. Nur in kritischer (Selbst-)Reflexion der assoziierten Bedeutungsfelder ist deshalb ein kreatives Lesen der Metapher möglich. In gewisser Weise gleicht die Metapher damit einem Rätsel, einem Orakelspiel. Die Metapher ist wie ein Spiegel, in den man blickt: Es ist immer man selbst, der zurückblickt. Doch vielleicht ist dieses Selbst dann »ein anderer«. Und dieser andere blickt zurück in einen verspiegelten Raum, im Bewußtsein, daß dieser Raum – ebenso – ein anderer sein könnte.

Die unreflektierte Auslieferung an das Bildliche der Metapher hingegen fixiert und vereinnahmt. So heißt es bezeichnenderweise in den »*Philosophischen Untersuchungen*« Wittgensteins: »Ein *Bild* hielt uns gefangen. Und heraus konnten wir nicht, denn es lag in unserer Sprache [...]« (Nr. 115) Die Metapher ist aufgrund ihrer Bildhaftigkeit also in jeder Hinsicht ein machtvoller »Ort« im Diskurs. Nur allzu leicht gerät man in den imaginativen Sog des Bildlichen, das mit seinen »Anschauungen« das Denken strukturiert und damit Denkräume auch absperrt. Das Konkrete, das auf die Differenz verweist, suggeriert also, wenn man es nicht eigen-sinnig deutet, (fiktive) Eindeutigkeit. Oft kommt es langsam und schleichend zu einer Verfestigung der Lesarten der Metapher. Ihre Abweichung wird dann zur Konvention. Das ist die andere Seite der Dialektik der Metapher, ihrer ambivalenten Virulenz. Die Metapher stellt und verstellt. In ihr liegt eine normierende Macht, aber ebenso ein kreatives Subversionspotential. Die Metapher ist das Leben und der Tod des Diskurses. (Vgl. im Überblick Jain: *Theoretische Ver-Dichtungen* sowie ders.: *Medien der Anschauung*; Kap. 1)

2. DIE PSYCHOLOGIE DER METAPHER

In einigen Fällen sind Metaphern sogar konstitutiv für die Formulierung von Theorien. Hans Blumenberg spricht hier im Rahmen seiner »*Paradigmen zu einer Metaphorologie*« von »absoluten Metaphern«. Solche »absoluten Metaphern« stellen Grundbestände der philosophischen Sprache dar, die nicht in Begriffe aufgelöst werden können. Deshalb sucht die Metaphorologie »an die Substruktur des Denkens heranzukommen, an den Untergrund, die Nährlösung der systematischen Kristallisation, aber sie will auch faßbar machen, mit welchem »Mut« sich der Geist in seinen Bildern selbst voraus ist und wie sich im Mut zur Vermutung seine Geschichte entwirft.« (S. 290) Lakoff und Johnson gehen sogar noch weiter. Sie behaupten, daß »unser alltägliches Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als auch handeln, [...] im Kern und grundsätzlich

metaphorisch [ist]« (*Leben in Metaphern*; S. 11). Der Metapher kann man also nicht entgehen. Und wie bemerkte Ivor Richards so treffend: »Die Metaphern, die wir meiden, steuern unser Denken ebenso sehr wie jene, die wir akzeptieren.« (*Die Metapher*; S. 33) Selbst wenn man sie bewußt vermeiden möchte, so steuern Metaphern unserer Denken also latent, wirken gewissermaßen im Untergrund. Mit Donald Davidson kann man Metaphern deshalb als eine Art »Traumarbeit der Sprache« begreifen (*Was Metaphern bedeuten*; S. 49). Die Metapher spricht in hervorragender Weise die Ebene der Latenzen, des Unbewußten an. Wir meinen in und an der Metapher eine versteckte Bedeutung zu erkennen – und bringen so in assoziativen Deutungen möglicherweise ein (in uns) »schlummerndes« Wissen an den Tag.

Aber es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß dieses Verständnis der Metapher selbst eine theoretische Anschauung ist, die – in diesem Fall – von psychoanalytischer Metaphorik gespeist ist. Umgekehrt kann man allerdings gleichfalls, wenn man nach dem Verhältnis von Metapher und Psychologie/Psychoanalyse fragt, letztere als eine Art Metaphernanalyse begreifen. Die für die Psychoanalyse so zentrale Kategorie der »Übertragung« ist schließlich geradezu ein Synonym für die dem Begriff der »Metapher« zugrunde liegende ursprüngliche Bedeutung (vgl. auch Carveth: *Die Metaphern des Analytikers*; S. 17ff.). Deshalb ist die Psychoanalyse auch »alles andere als ein Versuch zur *Eliminierung* des metaphorischen Denkens (oder der Übertragung), vielmehr ermöglicht sie, als »Metaphernanalyse« verstanden, sich der Anwendung von Metaphern bewußt zu werden und zu einem selbstkritischen Verhältnis zu den Metaphern (und Gegensätzen) zu gelangen, von denen wir gelebt werden und die wir leben.« (Ebd., S. 32f.)

Freilich kommt es im deutenden Rahmen der Psychoanalyse häufig auch zu fixierenden Fest-schreibungen, zu metaphorischen Einengungen im oben genannten Sinn, die im Gegenteil zu einer Verdinglichung des Subjekts führen können – etwa wenn vom Modell eines kohärenten, für sich eine *Einheit* bildenden Selbst ausgegangen wird, das (eben da diese metaphorische Sichtweise eingenommen wird) wiederum von der Gefahr des Fragmentierens bedroht ist. In diesem Zusammenhang erweist sich die Spiegelmetapher als besonders aufschlußreich und »virulent«, denn sie ist – als Verbildlichung der Reflexivität des Subjekts – zentral für die Hervor-bringung und Selbstthematisierung des neuzeitlichen Individuums: Der Spiegel, der das Ich darstellend hervorbringt, steht einerseits in der Tradition der Metaphorik eines identitären Subjekts, für das von (gegenseitiger) Entsprechung geprägte Spiegel(ungs)verhältnis von Ich und Welt; andererseits verweist der Spiegel ebenso auf die »Brüchigkeit« dieses Arrangements (vgl. Konersmann: *Lebendige Spiegel*; speziell S. 32–38).

Insbesondere Lacan hat dieses »Spiegel-Bild« be-schreibend herangezogen, um das Verhältnis des Subjekts zu seinem (sozialen) Kontext theoretisch darzustellen. Er nutzt die Spiegelmetapher dabei jedoch genau für eine Dekonstruktion jenes oben angesprochenen Modells eines kohären-ten Selbst. Das Spiegelstadium, bei dem das Kleinkind lernt/erlernen muß, sich im gespiegelten Bild als (zunächst physiologische und dann psychologische) Einheit zu erfahren, wird folglich als basale Stufe in der Ich-Werdung angesehen. Lacan bemerkt: »Man kann das Spiegelstadium *als eine Identifikation* verstehen im vollen Sinn, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung.« (*Das Spiegel-*

stadium als Bildner der Ichfunktion; S. 64) Die »Spiegelung« ist die primäre symbolische Matrix, auf der alle folgenden Prozesse der Subjektivierung aufsetzen, sie legt den Grundstein für jenen »wahnhaften Identitätspanzer«, der dem Ich eine Einheit suggeriert, die erst seine Umwelt dem Subjekt abverlangt (vgl. ebd., S. 66f.).

Im späteren Verlauf wird dann jedoch die Sprache zu einem immer zentraleren Medium der (durchaus gewaltvollen) Formation des Subjekts – diesem werden nämlich insbesondere durch metaphorische Zuschreibungen bestimmte Eigenschaften »angedichtet«, die es schließlich verinnerlicht (vgl. ders.: *Die Metapher des Subjekts*). Für Lacan ist gemäß dieser Sicht die Sprache (und das – metaphorische – Sprechen des Patienten) das bedeutendste Feld der Psychoanalyse, das seit Freud jedoch leider weitgehend brach liegt (vgl. ders.: *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*; S. 80ff.). Und um das Subjekt, das in seinen sprachlichen (Über-Ich-)Strukturen verfangen und gefangen ist, zu befreien (was schließlich das Ziel aller psychoanalytischen Bemühung darstellt), muß folglich sein Sprechen befreit werden, d.h. es muß sich der Sprache seines Begehrens öffnen, die in den Symptomen seiner »Pathologien« zutage tritt: »Um das Sprechen des Subjekts zu befreien, führen wir es in die Sprache seines Begehrens ein, das heißt in die *erste Sprache* (langage premier), in der es schon jenseits dessen, was es uns von sich sagt, vor allem mit der Symbolik seiner Symptome ohne sein Wissen zu uns spricht.« (Ebd., S. 136f.)

Das Symptom ist also gewissermaßen eine Metapher für die unbewußten, verdrängten Momente des Begehrens (vgl. auch ders.: *Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud*; S. 55). Die Metapher besitzt deshalb, neben ihrer festschreibenden Gewalt durch die übertragende Zuschreibung von Eigenschaften, offensichtlich ein latent (oder besser: in der Offenbarung der Latenz) befreiendes Potential – indem sie zu einer deutenden Auseinandersetzung mit ihrer befremdlichen »Symptomatik«, ihrer von der Kontextlogik abweichenden Semantik zwingt. (Vgl. im Überblick Jain: *Die Psychologie der Metapher*)

3. METAPHERN ALS »KREATIVE« UND INTER-AKTIVE EMPIRISCHE ANALYSE-INSTRUMENTE: DIE »INDUKTIVE« METAPHERNANALYSE

Aufgrund dieser Eigenschaft der Metapher muß es nicht verwundern, wenn sie in jüngster Zeit immer mehr auch als therapeutisches Instrument genutzt wird (vgl. z.B. Gordon: *Therapeutische Metaphern* sowie Kleist: *Metaphernforschung in der Psychologie*). Die Metaphernanalyse ist aber aufgrund des Bezugs der Metapher zum Unbewußten ebenso als *Medium der Annäherung an das andere/den anderen* geeignet – sei es auf der Ebene von Kultur und Gesellschaft (vgl. z.B. Gannon: *Cultural Metaphors*) oder auf individueller Ebene: zur interpretativen Erschließung der unbekannteren Gedankenwelt eines (direkten) Gegenübers. Metaphernorientierte Ansätze werden darum als Methode in der qualitativen Forschung, speziell in der Sozialpsychologie, immer populärer (vgl. Leary: *Metaphors in the History of Psychology* sowie Moser: *Metaphernforschung in der Kognitiven Psychologie und in der Sozialpsychologie*).

Die »einfachste« Methode der Metaphernanalyse ist die retrospektive Auffindung und Deutung metaphorischer Ausdrücke in gegebenen Interviewsequenzen. Sicherlich wird der metaphorische Gehalt von Sprache allgemein unterschätzt, so daß dieses Verfahren in vielen Fällen neue Bedeutungs-/Interpretationsebenen erschließen kann. Allerdings schwebt der Auswerter/die Auswerterin dabei gewissermaßen frei im (metaphorischen) Raum: Die Interpretationen können nicht rückgebunden werden an die »tatsächlichen«, »realen« Sinnkonstruktionen der befragten Personen, da die Suche nach den Metaphern und ihre Interpretation erst im Nachhinein geschieht. »Ausgefeiltere« Verfahren der Metaphernanalyse umgehen dieses Problem durch (methodologische) »Triangulation« (vgl. allgemein auch Flick: *Triangulation in der qualitativen Forschung*) und wiederholte Befragung: Zum einen wird die Metaphernanalyse durch eine umfassende Inhaltsanalyse unterstützt, um »Mißinterpretationen« vorzubeugen bzw. um diese korrigieren zu können. Zum anderen wird mit den Befragten ein zweites Interview geführt, bei dem es zentral um die Deutung ihrer im ersten Interview verwendeten (und extrahierten) Metaphern geht (vgl. Schmitt: *Metaphern des Helfens*; S. 117ff. und S. 129ff.).

Dieses Verfahren hat, neben seinen unbestreitbaren Vorteilen, jedoch den Nachteil, durch die Erfordernis einer mehrfachen (mindestens zweifachen) Befragung und intensive Vorbereitungen mit einem sehr hohen Aufwand verbunden zu sein. Das macht es nicht nur wenig spontan, es bleibt zudem trotzdem noch immer mehr oder minder dem Zufall überlassen, worauf sich die von den interviewten Personen verwendeten Metaphern konkret beziehen. Wie könnte dem also abgeholfen werden? Wie könnte das anschauliche, sinnlich-spielerische und spontan-kreative Moment der Metapher erhalten bleiben und doch gezielt auf ein bestimmtes Objekt des (Forschungs-)Interesses gelenkt werden? Und wie könnte der Aufwand einer mehrfachen Befragung vermieden werden, ohne daß die Interpretation losgelöst wird von der »direkten, inter-aktiven, dialogischen Form der Interviewsituation?

Die hier vorgeschlagene »Lösung« ist ein »induktives« Verfahren der Metaphernanalyse – was allerdings weniger darauf verweisen soll, daß die Metaphernanalyse zur Theoriebildung genutzt wird, sondern daß es sich um eine aktiv metaphorische Ausdrücke induzierende Methode handelt. Das bedeutet, die jeweiligen ProbandInnen werden explizit aufgefordert, Metaphern zu generieren und diese anschließend selbst zu deuten bzw. Stellung zur Fremddeutung des Interviewenden zu nehmen. Es handelt sich gewissermaßen also um einen wechselseitigen diskursiven »Stellungsprozeß« bzw. um ein gedoppeltes »forced positioning« im Sinn der »positioning theory« (siehe oben). Um allerdings zu enge Vorgaben zu vermeiden und um gleichzeitig das im Gespräch gegebene Material nicht zu vernachlässigen, wird in drei Schritten vorgegangen, wobei der Fokus zunehmend verengt bzw. konkretisiert wird:

Im ersten Schritt wird nach der (Selbst-)Deutung von Metaphern gefragt, die dem Interviewer/der Interviewerin während des Interviews ggf. auffielen. In einem zweiten Schritt wird dann ein aktiver Input zur Generierung gesetzt, d.h. es wird nach einer Verbildlichung zu einem bestimmten Themenbereich gefragt. Diese Frage wird schließlich in einem dritten Schritt – als Hilfestellung, falls auf die offen gestellte Frage keine Antwort erfolgt, aber auch um eine gewisse Vergleichbarkeit zu erreichen – konkretisiert: d.h. auf ein festgelegtes metaphorische Feld verengt (siehe Ab-

schnitt 4). Immer gilt es dabei, in einen dialogischen Deutungsprozeß mit dem Gegenüber zu treten, nach dessen Selbstdeutungen zu fragen, Erklärungen zu fordern, aber auch eigene Interpretationsideen zur Diskussion zu stellen oder zu provozieren, um den anderen/die andere »aus der Reserve zu locken«, in assoziativen »Kettenreaktionen« interpretativ zum latenten (sinn-lichen) »Kern« der eigenen Vorstellungswelt zu führen.

Es handelt sich also gewissermaßen um gegenseitiges »Stellungs-Spiel«: der/die Interviewende stellt ihr Gegenüber: es hat eine Metapher zu generieren und diese selbst zu deuten. Dadurch aber erfolgt auch eine diskursive »Stellung« des Befragenden, welcher durch die dargebotene Metapher seinerseits zu einer Deutung gezwungen ist und sich gleichzeitig auf die Selbstdeutungen dialogisch einlassen muß. Das Moment des diskursiven »Zwangs«, der gegenseitigen »Stellung«, wird aber durch ein spielerisches Moment ergänzt bzw. aufgehoben: die strenge »Frage und Antwort-Form« wird aufgelockert – und so lassen sich im wechselseitigen Deutungs-spiel möglicherweise neue oder verdeckte Sinnebenen »kreativ« erschließen.

4. GRUPPEN-BILDER

Dieses induktive metaphernanalytische Verfahren wurde im Kontext einer Untersuchung von individuellen Verortungsmustern und Netzwerkfigurationen angewandt. Dabei war das wesentliche Ziel herauszufinden, ob es neben Entbettungsprozessen im Zuge fortschreitender Modernisierung auch zu neuen Formen der Einbindung: »posttraditionalen Ligaturen« kommt und worin diese ggf. bestehen (vgl. Keupp et al.: *Soziale Landschaften in der reflexiven Moderne*). Zu diesem Zweck wurden 40 Personen aus unterschiedlichen Gruppenkontexten in Form eines – teils narrativen, teils themenzentrierten – Interviews befragt. Was die induktive Metaphernanalyse anbelangt, so bestand die Erwartung, über dieses zusätzliche Teilinstrument (unter Mitberücksichtigung der Analyse der anderen Ergebnisse) erstens: *Aufschlüsse über latente Positionierungen* der befragten Personen gegenüber ihrer Gruppe und ggf. deren (stereotypen) Symbolen zu erhalten, zweitens: *verdeckte Ambivalenzen* im wechselseitigen Deutungsprozeß hervorzukehren sowie drittens: *Interviewpassagen mit (metaphorisch) verdichtetem Material* zu erhalten.

Der oben dargelegte Dreischritt wurde folgendermaßen konkret umgesetzt: Zuerst wurde nach auffälligen, eigenständig im Verlauf des Interviews verwendeten Metaphern gefragt. Die entsprechende Leitfaden-Anweisung lautete, solche Bilder aufzugreifen und vor allem nach weitergehenden Assoziationen zu fragen. Wichtig war es dabei, wie erläutert, in einen wechselseitigen Deutungsprozeß zu treten. Als Beispiel kann dabei folgende Sequenz aus einem Interview mit einer in der Rave-Szene involvierten Studentin dienen, an der die dialogisch generierte Eigen-Dynamik der (Selbst-)Interpretation besonders deutlich wird, die auch durch kleine, »unbedeutende« Stellungs-Impulse entfaltet werden kann. Im konkreten Fall offenbart sich dabei eine (latent) überaus ambivalente Positionierung der Interviewten gegenüber ihrem Szenekontext:

Interviewer: Mhm. Und vorhin hast du auch so ein Beispiel, glaub' ich, gebracht mit diesem batteriegetriebenen Menschen.

Sonnenschein: Ja. Das stört, der Batterieaspekt. Wenn der zu deutlich wird, stört's. Weil niemand will wirklich, ja, will wirklich genau wahrnehmen, daß da dieser Batterieantrieb dahinter steckt. Alle wollen irgendwie betrogen werden.

Interviewer: Könnte man das als eine Art Seifenblasenmaschine bezeichnen?

Sonnenschein: Ja. Ja, sicher. Ja. Drum stört's einen auch so sehr, wenn man merkt... Ja, bei den Leuten, die zu drauf sind, merkt man dann halt die Batterie. Bei den anderen ist es wie – ja, das gerät in den Hintergrund. Danach fragst du auch nicht, danach willst du nicht fragen. Du willst diese schöne Welt für real nehmen, wenigstens während der Party. Und alles, was zu drauf ist, stört dann. Trillerpfeifen stören dann und die weißen Handschuhe und das Gezappel und – irgendwie, das stört.

»Sonnenschein« – so das, durchaus metaphorisch aufschlußreiche, selbstgewählte Pseudonym der Studentin – setzt sich hier insbesondere von einer bestimmten Subszene ab: den mit weißen Handschuhen und Trillerpfeifen ausgestatteten Trance-Ravern, welche sie mit batteriebetriebenen Maschinen gleichsetzt und welche sie als sehr unangenehm, ja störend empfindet. Diese Ablehnung stellt aber gewissermaßen eine (abwehrende, »deflexive«) *Projektion* dar: in der deutenden Selbst-Reflexion des Bildes wird offenbar, daß es »Sonnenschein« latent – und in der »stellenenden« Situation des Interviews nun auch manifest – durchaus klar ist, daß, auch wenn diese störenden Elemente fehlen, letztendlich die Erfahrung des Rave nur eine Oberfläche des schönen Scheins darstellt, an der man besser nicht kratzen sollte/darf, um sich nicht des möglichen Vergnügens zu berauben.

Durch die ihr wie batteriegetriebene, künstliche Menschen erscheinenden Angehörigen der Trance-Subszene gerät also der gesamte Kontext des Rave ins Wanken, der für »Sonnenschein« Sinnlichkeit repräsentiert, indem ihr hier eine Körperwahrnehmung möglich wird, die sonst – insbesondere in der entkörperlichten, »geistigen« Welt des Studiums – keinen Platz in ihrem Leben findet, wie sie an anderer Stelle im Interview bemerkt. Die Künstlichkeit, der simulative Charakter dieser »Körperlichkeit« wird durch ästhetische Störungen/Dissonanzen, die Trillerpfeifen und weißen Handschuhe, hervorgekehrt. Die so wieder einsetzende rationale Reflexion läßt das ästhetisch-sinnliche Simulakrum des Rave zusammenstürzen. Deshalb werden die Trance-Raver für den Verlust der sinnlichen Erfahrung stellvertretend verantwortlich gemacht – nach der »Sonnenschein« sich sehnt, die aber nur eine Seite ihrer Bedürfnisstruktur abdeckt und zu der sie letztendlich ein ambivalentes Verhältnis hat. Denn die Welt des Rave, die die Seite der Körperlichkeit für sie repräsentiert, kann nur betreten werden, indem man sich »frei« macht: durch Drogen. Und die Existenz dieser Parallel-Welt muß vor allem verheimlicht werden: im Studium, in der Arbeit, vor allem aber gegenüber den eigenen Eltern, wie Sonnenschein erläutert.

In »Sonnenscheins« (Lebens-)Welt können das Geistige und die Sinnlichkeit also nicht zusammenfinden – weil beides sich in ihrer Vorstellung und gemäß den Normen ihrer sozialen Umwelt, ganz analog zur »klassischen« cartesianischen Trennung zwischen *res cogitans* und *res extensa*,

gegenseitig ausschließt. Und deshalb soll die Trennung, die für »Sonnenschein« alleine die Befriedigung beider Momente gewährleistet, »ungestört« erhalten bleiben können: »Danach fragst du auch nicht, danach willst du nicht fragen. Du willst diese schöne Welt für real nehmen, wenigstens während der Party.« Die latente Widersprüchlichkeit dieser Konstruktion wird ihr durch die diskursive Stellung im Interview allerdings bewußt. »Sonnenschein« bemerkt: »Es ist einfach eine andere Welt. Es kommt mir dann schon auch ein bißchen schizophran vor. Ich kann es irgendwie nicht – ich kann sehr gut zwischen der einen und der anderen hin- und herswitchen, aber ich kann es nicht so gut vereinbaren.« Sie löst also einen latenten Konflikt, die Ambivalenz gegenüber ihrer Körperlichkeit und die Ambivalenz gegenüber dem Rave-Kontext (der zwar ihre ansonsten weitgehend unterdrückte Körperlichkeit befreien hilft, aber eben nur um den Preis der Ausblendung kritischer Reflexion) durch Ab- bzw. Aufspaltung«: durch eine Trennung ihrer Lebenswelt in zwei relativ unverbundene Bereiche, in der sie jeweils unterschiedliche, für sie offenbar inkompatible Bedürfnisse befriedigen kann.

Man sieht anhand dieses Beispiels deutlich, wie bereits ein minimaler Impuls – das Aufgreifen einer selbstverwendeten Metapher, verbunden mit einer Deutungsaufforderung – genügen kann, um eine reflexive Selbstdeutung dialogisch in Gang zu bringen. Leider gab es jedoch nur sehr wenige Fälle mit so auffälligen spontan verwendeten Metaphern, in denen zudem so stark verdichtet – und deshalb für so vielversprechend für die dialogische Interpretation – eine (latente) Selbst-Positionierung zum Ausdruck kam. Auch aufgrund dieser, bereits in vorhinein absehbaren Problematik wurde ergänzend ein »induktives« Verfahren gewählt, d.h. es wurde eine aktive Aufforderungen zur Generierung von Metaphern gesetzt. Um keine zu engen Vorgaben zu machen, wurde zunächst gefragt: »Fällt Ihnen spontan ein Bild/eine Metapher zu Ihrem Verein/Ihrer Gruppe ein? Was verbinden Sie mit diesem Bild/dieser Metapher?« Anschließend wurde, um eine konkretisierende Hilfestellung zu geben, aber auch um eine gewisse Vergleichbarkeit herzustellen, die (erweiterte) Aufforderung gegeben: »Stellen Sie sich vor, Ihr Verein/Ihre Gruppe wäre eine Pflanze: Welche Pflanze wäre er/sie? Was verbinden Sie mit diesem Bild? Gibt es eine konkrete Begebenheit, die dieses von Ihnen gewählte Bild verdeutlichen kann?« (Die Formulierung war dabei natürlich jeweils an die Situation des Interviews anzupassen.)

Die Erfahrungen mit diesem induktiven Metapherninstrument waren überwiegend positiv und ermutigend. Das »stellende« und zugleich kreativ-spielerische Moment, das durch die Aufforderung zur Verbildlichung in die Interviewsituation einfloß, wurde von den meisten Befragten bereitwillig angenommen und bewirkt eine Auflockerung des »sachlichen« Kontexts. In einigen Fällen wurde die Aufforderung zur Metapherngenerierung aber auch als eher unangenehmer diskursiver Zwang empfunden, dem man sich durch ausweichendes »Schweigen« entzog. In solchen Fällen erfolgte nur ein »sanftes« Nachhaken und es wurde nicht auf einer Antwort insistiert – denn derart »zwanghaft« hätte sich ohnehin nur sehr schwer ein Zugang zur Ebene der Latenz(en) und verdeckten Ambivalenzen finden lassen, wie es angestrebt war. Aus diesem Grund waren nicht alle der insgesamt 40 Interviews (befragten wurden je vier Personen aus unterschiedlichen Gruppen/Szene-Kontexten) hinsichtlich der induktiven

Metaphernanalyse verwertbar, sondern die folgende Darstellung muß sich auf die Betrachtung von 35 Fällen stützen. Erwartungsgemäß zeigte sich zudem, daß Antworten auf den offenen Input häufig nur zögerlich erfolgten (oder ganz unterblieben), während bei den Aufforderungen zur Suche eines Bilds aus dem Pflanzenreich kaum diesbezügliche Schwierigkeiten auftraten: In 10 Fällen unterblieb die Antwort bei der unspezifischen Aufforderung zur Suche einer Gruppen-Metapher, während die konkretisierte Aufforderung erfolgreich war. Nur in einem Fall war es umgekehrt, und es wurde auf den offenen Input reagiert, während die Frage nach einer Pflanzenmetapher unbeantwortet blieb. (Es ist dabei allerdings hinzuzufügen, daß in acht Fällen bereits auf die unspezifische Aufforderung eine Pflanzenmetapher dargeboten wurde, so daß der konkretisierte Input gar nicht mehr erfolgen mußte.)

Doch nun konkret zu den Ergebnissen: Auffällig bei den Antworten auf die unspezifische Aufforderung hin, eine Metapher für die eigene Gruppe zu finden, war, daß speziell die befragten Mitglieder einer lokalen »amnesty international«-Gruppe spontan überwiegend auf »offizielle« Bildangebote ihrer Organisation zurückgriffen. Es kamen Antworten wie »Picasso-Bild mit der Taube«, »Licht in eine Gefängniszelle bringen«, »Kerze mit dem Stacheldraht«, »Gefängnistor mit Hoffnungsschimmer« sowie »Sonnenstrahlen, die in die Kerkerzelle fallen« – alles Bilder-/Symboliken, die »amnesty international« selbst für Kampagnen nutzt und die offenbar auf die Mitglieder eine so große symbolische und normierende Macht ausüben, daß sie sich nur schwer von ihnen lösen können. Bei der dialogischen Deutung gab es folglich auch kaum überraschende Selbst-Interpretation, sondern es überwog eine stereotype Reproduktion des allgemeinen Gruppenselbstverständnisses als »wohltätige« Gefangenenhilfsorganisation. Erst bei den Pflanzenmetaphern (siehe unten) zeigte sich teilweise eine größere reflexive Distanz der Gruppenmitglieder.

Ein ähnliches Bild zeigte sich bei den Angehörigen einer Gruppe türkischer MigrantInnen der zweiten Generation: Diese Gruppe versteht sich explizit als eine Art »Ersatz(groß)familie«, und so antworteten zwei von vier befragten Personen auf die offene Aufforderung zur Suche nach einer geeigneten Metapher spontan mit »Familie«. Auch ein Mitglied einer »Kolping-Familie« griff auf dieses bereits im Namen gegebene Bild zurück, und noch in zwei weiteren Fällen wurde auf (quasi-)»offizielle« bzw. »naheliegende« gruppenbezogene Bildangebote rekurriert: Ein Angehöriger einer Freiwilligen Feuerwehr nannte als Antwort »Löschfahrzeug«, und die Raverin »Sonnenschein«, die wir bereits oben kennengelernt haben, bezog sich auf das Loveparade-Logo – das sie allerdings mit einer Sonnenblume verwechselte. Obwohl man natürlich aufgrund der geringen Fallzahl keine Verallgemeinerungen treffen kann, läßt sich doch die Tendenz ausmachen, daß – sofern suggestive Bilder und gruppenspezifische Symbole existieren – diese durchaus bereitwillig aufgegriffen werden, sich im Denken verankern und so eine nicht zu unterschätzende normierende Kraft besitzen.

Allgemein am »beliebtesten« waren Pflanzenmetaphern wie »Baum«, »Pustebblume«, »bunter Straus«, »Efeu« etc., so daß, wie oben erwähnt, bei insgesamt acht Fällen eine anschließende konkretisierende Aufforderung zur Metaphorisierung gar nicht mehr erfolgen mußte. Es wurden aber auch einige eher unkonventionelle, unerwartete Bilder genannt (»Arche Noah«, »Waage«, »Geröllhalde« etc.).

Auf zwei Beispiele möchte ich anhand von Interview-Passagen ausführlicher eingehen. Die erste Sequenz stammt aus dem Interview mit einem Mitglied eines Tauschrings:

Interviewer: Vielleicht noch letzte Frage zu dem Engagement. Wenn Sie das mit einer Metapher vergleichen müssten oder mit einem Bild, welches Bild würde Ihnen für Tauschring einfallen?

Carola: Für mein Engagement im Tauschring oder Tauschring an sich?

Interviewer: Nein, für den Tauschring. Welches Bild würde Ihnen da einfallen.

Carola: Also mir kommt's immer so ein bisschen vor, wie man sich das vorstellt, wie die Nervenzellen im Gehirn, die – wo sich immer mehr Synapsen schalten, die sich immer weiter vernetzen. Sind ja viele schon da, viele Nervenzellen, aber so die Verschaltungen werden immer mehr. Das kann wachsen.

Hier wird von »Carola« (selbstgewähltes Pseudonym) geradezu idealtypisch ein Modell von selbstorganisierter Vernetzung anhand der Nervenzellen-Metapher beschrieben. Andererseits gerät gerade dadurch das Bild schon fast zum Stereotyp, und vor allem fehlen weitergehende Interpretation, die über das hinausgehen, was man aufgrund des gewählten Bilds von vorne herein als Interpretation erwartet hätte. Anders verhält es sich bei folgender Sequenz aus dem Interview mit der Leiterin der Gruppe der türkischen MigrantInnen:

Interviewer: Und wenn Du jetzt neben der Familie noch eine andere Metapher, an ein anderes Bild denkst, was fällt Dir da ein, für diese Gruppe?

Aische: Ja, ich weiß nicht, eine Horde von, vielleicht Elefanten.

Interviewer: Eine Horde Elefanten?

Aische: Ja.

Interviewer: Warum Elefanten und warum eine Horde?

Aische: Also erst mal Elefanten, weil Elefanten sind groß, ziemlich kräftig und die halten zusammen, die kümmern sich um ihre Babies und Freunde, also in dieser Horde. Der Zusammenhalt ist sehr stark da. Und das ist, ich glaube, bei den Elefanten, genauso. Deswegen.

Interviewer: Aber die Elefanten, die wirken ja sehr groß und sehr mächtig, nicht? Wenn man denen so, ja, wenn ich jetzt denke, so ein bisschen macht das vielleicht Angst, wenn man so eine Elefantenhorde sieht, die ...

Aische: Soll ja auch Angst machen.

Interviewer: Ja?

Aische: Das ist mein Wunsch, ja. Vielleicht deswegen Elefanten, weil ich eigentlich die Zukunft in ihnen sehe. Ich denke, das sind diejenigen, die vielleicht in dieser Gesellschaft was ändern werden. Also, weil auch Nachwuchs da ist, also die Kinder sind die Zukunft dieser Gesellschaft und aber auch diese Eltern, also die Zweite Generation.

Zunächst einmal handelt es sich hier um eine eher unkonventionelle Bildwahl. Zwar kommt eine eindeutig positiv gefärbte Sichtweise der eigenen Gruppe zum Tragen, andererseits tritt

im gewählten Bild und seiner Deutung auch die schwierige Lage als MigrantInnen-Gruppe hervor: Man muß sich in einer eher feindlichen Umwelt behaupten und dies gelingt nur durch Zusammenhalt. Zugleich ist »Aische« (selbstgewähltes Pseudonym) bewußt, daß bestimmte Ziele (wie politisch-rechtliche Gleichstellung oder der Abbau von Ressentiments) sich in der Elterngeneration, die selbst bereits überwiegend in Deutschland geboren und aufgewachsen ist, nicht mehr verwirklichen lassen werden, sondern wohl erst bei der Generation der Kindern realisierbar sind – und auch dann nur mit viel Einsatz und viel Unterstützung. Es handelt sich also nicht um ein »glattes« Bild, sondern es bestehen, auch in der Deutung, durchaus Ambivalenzen, Verwerfungen und damit Anhaltspunkte für weitergehende Deutungen und latente Positionierungen. Insbesondere zeigt sich in Verbindung mit anderen Interviewstellen, daß »Aische« selbst ein sehr aktiver, kämpferischer Mensch ist, sie aber andererseits nur wenig Verständnis dafür hat, wenn andere nicht diese Lebenshaltung besitzen. Die Elefantenherde ist darum einerseits Wunschbild, andererseits aber auch eine reale Beschreibung der sozialen Position von MigrantInnen, die zur Solidarität und dem gemeinsamen Kampf »verdammte« sind, wenn sie etwas bewegen wollen.

Dieselbe Haltung kommt übrigens auch bei der von »Aische« gewählten Pflanzenmetapher klar zum Ausdruck:

Interviewer: Und wenn Du jetzt noch mal denkst, dass das eine Pflanze wäre, was für eine Pflanze könnte es dann sein?

Aische: Eine Pflanze? Ich wünsche vielleicht – ja, Unkraut.

Interviewer: Unkraut?

Aische: Ja. Unkraut vergeht ja nicht.

Interviewer: Unkraut vergeht nicht. Mhm.

Aische: Also was Unsterbliches.

Interviewer: Aber es wird bekämpft, nicht?

Aische: Soll es.

Interviewer: Soll es?

Aische: Das ist gut so. Denn durch Bekämpfung entstehen neue Energien, dass man weiterlebt.

Die Bandbreite bei den Pflanzenmetaphern allgemein reichte von eher »klassischen« Bildern wie einer »grünen Wiese«, verschiedenen Baumarten oder »Efeu« bis hin zu »Schlafmohn« oder »Trompetenblumen«. Auffällig (wenn auch nicht unbedingt überraschend) war, daß bestimmte Bilder wie »Rose« oder »Pustebume« mehrfach genannt wurden. Auch der »Kaktus« wurde von immerhin drei Personen als Verbildlichung gewählt. Die »Sonnenblume« war mit fünf Nennungen jedoch mit Abstand die beliebteste Metapher.

Hier ist es insbesondere interessant zu untersuchen, ob trotz gleichen Verbildlichungen unterschiedliche Assoziationen und Selbst-Deutungen gegeben sind. Beim Beispiel der Sonnenblume war es so, daß nahezu alle Personen mit diesem Bild positive Begriffe wie Licht, Hoffnung, Aufblühen, Wachstum, Wärme etc. verbanden. Nur die Raverin »Sonnenschein« geht im »stellen-

den« Dialog auch auf das Moment des Verblühens ein, das sie mit der Schnelllebigkeit in der Szene gleichsetzt: »Wie gesagt, neue Styles entwickeln sich sehr schnell und alte, ja, gehen nicht schnell kaputt, aber flachen relativ schnell auch mal wieder ab.« Auch betont sie, daß die Sonnenblume auf große Mengen Wasser und Licht angewiesen ist, um nicht zu verdorren. Hier zeigt sich, daß »Sonnenschein« das assoziierte Bild der Sonnenblume auch kritisch und nicht ausschließlich positiv auf ihren Szenekontext bezieht und reflektiert.

Noch interessanter als beim obigen Beispiel ist ein solcher Vergleich allerdings im Fall der Metapher der Familie, die, wie bereits oben angemerkt wurde, sowohl von zwei Mitgliedern der untersuchten MigrantInnengruppe wie von einem Kolping-Mitglied aufgegriffen wurde. Während von den ersteren alleine Momente wie Zusammenwachsen, Zusammenhalt und Intimität herausgestellt wurden, zeigt sich anhand des Kolping-Beispiels eine differenziertere Selbst-Ausdeutung. Denn »Ralf« (selbstgewähltes Pseudonym) antwortet auf die Frage, welches Bild ihm zu seiner Gruppe spontan einfällt: »Hm. Ein ziemlich abgedroschenes, das Kolping auch sehr gern selber benutzt: Ich würde tatsächlich das Bild der Familie benutzen. Also, weil da für mich alles drinnen steckt, was so ist, also einfach so das Problem der Erwachsenen mit den Jugendlichen, die vielleicht flügge werden und was anderes wollen als die Erwachsenen. Ja, auch mal den Streit untereinander, aber dann vielleicht doch wieder, wenn man von außen angegangen wird, dass dann halt gleich wieder alle zusammenhalten, auch wenn man sich vielleicht untereinander in anderen Punkten nicht versteht. Also, ich find' da den Familienbegriff sehr passend.«

In diesem dargelegten Verständnis des Bildes sind also beide Elemente gegeben: Zusammenhalt, aber auch Probleme und interne Streitigkeiten werden nicht ausgeklammert, während im Fall der beiden Mitglieder der MigrantInnen-Gruppe ein stark harmonisierendes Verständnis von Familie zum Ausdruck kam. Dieses idealisierte »Familien-Bild« herrscht hier womöglich vor, gerade weil die »realen« Familienkontexte gerade innerhalb dieser Gruppe alles andere als harmonisch sind, wie anhand der anderen Interviewpassagen, wo von vielen Problemen berichtet wird, deutlich hervortritt. Die Gruppe fungiert darum tatsächlich als eine Art »Ersatzfamilie«, die »posttraditionale« Bindungen und Solidaritätsstrukturen zur Verfügung stellt – ohne aber die individuellen Freiheiten der Mitglieder einzuengen und im Gegensatz zu einer wirklichen Familie auf dem Prinzip der freiwilligen Zugehörigkeit beruht.

Auffallend war übrigens ganz allgemein – ohne hier natürlich »repräsentative« oder quantitative Aussagen machen zu können –, daß Interviewte aus eher »traditionalen« Kontexten in der Tendenz eher spannungsgeladene Metaphern wählten oder zumindest Ambivalenzen in der Selbstinterpretation aufschienen. Dies deutet darauf hin, daß hier Transformationen der sozialen Kontexte langsam zumindest indirekt die Gruppenebene erfassen, Widersprüche zutage treten lassen und so interne Diskussionsprozesse bewirken, die sich auch in den gewählten Metaphern und ihrer Deutung niederschlagen. Der (modernisierende) Außendruck ist hier höher und setzt sich nach innen in Form von vermehrten internen Spannungen fort. Es besteht ein höherer Rechtfertigungsdruck, was auch dazu führen kann, daß ein höheres Maß an kritischer Selbst-reflexivität gegeben ist.

Eine solche kritische Selbstreflexivität war bei Personen aus (mittlerweile) »klassischen« neuen Bewegungskontexten, wie beispielsweise »amnesty international«, weniger häufig anzutreffen, sondern es war eine Tendenz festzustellen, sich stark an vorgegebenen Bildern/Stereotypen zu orientieren. Aktuelle Probleme und Prozesse des Wandels wurden hier womöglich zugunsten der abwehrenden Stabilisierung des bestehenden (Gruppen-)Selbstbildes ausgeblendet. Utopisch-überschreitende, kämpferische Bilder – sofern sie überhaupt anzutreffen waren – wurden überwiegend von Interviewten aus eher »fluid-posttraditionalen« Gruppen-Kontexten verwendet.

| Bildebene | Deutungsebene |
|---|---------------|
| reflexiv: a) utopisch-überschreitende, unkonventionelle Imaginationen b) kämpferische, spannungsgeladene, dynamisch-ambivalenzoffene Bilder | reflexiv |
| | deflexiv |
| deflexiv: a) Stereotype, übernommene, vorgegebene Bilder b) statische, rein deskriptive Bilder | reflexiv |
| | deflexiv |

Man kann diese Unterschiede zur Basis einer Typisierung nehmen (siehe auch Tabelle), die auch an die zu Beginn angestellten theoretischen Überlegungen anschließt. Der Metapher wohnt, wie dargelegt, eine allgemeine Dialektik zwischen Fixierung und überschreitender Aufspaltung des Diskurses inne, die sich auch im empirischen Material gezeigt hat. Es lassen sich darum eher reflexive von eher deflexiven Bildern unterscheiden. »Reflexiv« meint dabei die Spiegelung von »Reflexivität«, die Entfaltung und »Stellung« der Ambivalenz und Widersprüchlichkeit des Seins, während »deflexiv«, als dialektischer Gegenbegriff hierzu, sich auf die Verspiegelung des Widersprüchlichen, die Abwehr, Verdrängung und Ablenkung (innerer wie äußerer) reflexiver Impulse und Ambivalenzen bezieht (vgl. detailliert zu dieser Unterscheidung Jain: *Politik in der (Post-)Moderne*; Abschnitt 5.2f.).

Ich möchte darum hier reflexive Metaphern von deflexiven Metaphern unterscheiden. Konkret möchte ich unter reflexiven Metaphern a) utopisch-überschreitende, unkonventionelle Imaginationen (Beispiel: »Geröllhalde«), und b) kämpferische, spannungsgeladene, dynamisch-ambivalenz-offene Bilder (Beispiel: »Elefantenhorde«) verstehen. Deflexive, von reflexiver Hinterfragung ablenkende Metaphern sind dagegen a) Stereotype/übernommene, vorgegebene Bilder (»Licht in der Zelle«, »Familie« etc.) sowie b) harmonisierende/idealisierende, statisch-deskriptive Bilder

(»Waage«, »Baum« etc.). Reflexivität oder eine deflexive Haltung kommen aber nicht nur auf der konkreten Bildebene zum Tragen, sondern scheinen auch und gerade bei der Interpretation der gewählten Metaphern auf, wie u.a. das Beispiel des Bilds der Familie deutlich zeigte. Es ist also durchaus möglich, daß eine reflexive Metapher eine an konventionellen Mustern orientierte Deutung erfährt und damit eher eine deflexive Funktion erfüllt, während es umgekehrt vorkommen kann, daß ein primär deflexives, stereotypes Bild reflexiv gedeutet wird. Beide Fälle waren beim gegebenen Material häufig anzutreffen. Auch ist zu beachten, daß eine klare Abgrenzung vielfach nicht möglich war, reflexive Elemente sich mit deflexiven Elementen vermischten. Geht man jedoch davon aus, daß in den gewählten Metaphern individuelle und kollektive Verortungs-Figurationen bildlich kondensieren und daß diese Bilder aufschlußreiche Indikatoren für das individuelle Commitment wie für das jeweilige »reflexive« Potential des Verortungszusammenhangs sind, so muß das kritische Resümee gezogen werden, daß – trotz der aufgeführten Beispiele für Reflexivität – insgesamt deflexive, an Stereotypen orientierte Verbildlichungen und Deutungen klar überwogen.

LITERATUR:

- Aristoteles: *Politik*. Reclam, Stuttgart 1993
- Aristoteles: *Rhetorik*. Reclam, Stuttgart 1999
- Bacon, Francis: *Neues Organon (Novum Organum)*. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1990
- Beardsley, Monroe C.: *Die metaphorische Verdrehung*. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. S. 120–141
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hg.): *Die Modernisierung der Moderne*. Suhrkamp, Frankfurt 2001
- Black, Max: *Die Metapher*. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. S. 55–79
- Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. S. 285–315
- Buchholz, Michael B. (Hg.): *Metaphernanalyse*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1993
- Carveth, Donald L.: *Die Metaphern des Analytikers – Eine dekonstruktivistische Perspektive*. In: Buchholz, Michael B. (Hg.): *Metaphernanalyse*. S. 15–71
- Davidson, Donald: *Was Metaphern bedeuten*. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Die paradoxe Metapher*. S. 49–75
- Descartes, René: *Discours de la méthode – Von der Methode*. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1960
- Flick, Uwe: *Triangulation in der qualitativen Forschung*. In: Ders./Kardorff, Erich/Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung*. S. 309–318
- Flick, Uwe/Kardorff, Erich/Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Rowohlt, Reinbek 2000
- Gamm, Gerhard: *Die Macht der Metapher – Im Labyrinth der modernen Welt*. J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 1992
- Gannon, Martin J. (Hg.): *Cultural Metaphors – Readings, Research Translations, and Commentary*. Sage Publications, London/Thousand Oaks/New Delhi 2001
- Gordon, David: *Therapeutische Metaphern*. Jungfermann Verlag, Paderborn 1985
- Haverkamp, Anselm (Hg.): *Die paradoxe Metapher*. Suhrkamp, Frankfurt 1998
- Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1983
- Harré, Rom/Langenhove, Luk van (Hg.): *Positioning Theory – Moral Contexts of Intentional Action*. Blackwell, Oxford/Malden 1999
- Hegel, Georg W. F.: *Vorlesung über die Ästhetik*. 2 Bände, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1965
- Henle, Paul: *Die Metapher*. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. S. 80–105
- Jain, Anil K.: *Medien der Anschauung – Theorie und Praxis der Metapher*. »edition fatal«, München 2002 sowie Internet: <http://www.edition-fatal.de/onlinebib/isbn3935147066.pdf>
- Jain, Anil K.: *Die Psychologie der Metapher und die (vermittelte) »Innerlichkeit« der Erkenntnis – Metaphorische Ver-Dichtung als Basis einer metaphorischen Heuristik*. In: *Journal für Psychologie*. Vol. 9, Heft 4/2001, S. 35–47 sowie Internet: <http://www.power-xs.net/jain/pub/psychologiedermetapher.pdf>
- Jain, Anil K.: *Theoretische Ver-Dichtungen – Zur »imaginativen« Methode einer reflexiven Hermeneutik und metaphorischen Heuristik*. In: Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Nonhoff, Martin (Hg.): *Diskursanalyse – Theorien, Methoden, Anwendungen*. Argument Verlag, Hamburg 2001, S. 49–61 sowie Internet: <http://www.power-xs.net/jain/pub/verdichtungen.pdf>
- Jain, Anil K.: *Politik in der (Post-)Moderne – Reflexiv-deflexive Modernisierung und die Diffusion des Politischen*. »edition fatal«, München 2000 sowie Internet: <http://www.edition-fatal.de/onlinebib/isbn3935147007.pdf>

- Keupp, Heiner/Höfer, Renate/Jain, Anil/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian: *Soziale Landschaften in der reflexiven Moderne – Individualisierung und posttraditionale Ligaturen*. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hg.): *Die Modernisierung der Moderne*. S. 160–176
- Kleist, Cornelia: *Metaphernforschung in der Psychologie – Ein psychoanalytischer Blickwinkel*. In: *Journal für Psychologie – Theorie, Forschung, Praxis*. Vol. 9, Nr. 4/2001, S. 49–59
- Konersmann, Ralf: *Lebendige Spiegel – Die Metapher des Subjekts*. Fischer, Frankfurt 1991
- Lacan, Jacques: *Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud*. In: Ders.: *Schriften*. Band II, S. 15–55
- Lacan, Jacques: *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*. In: Ders.: *Schriften*. Band I, S. 71–169
- Lacan, Jacques: *Die Metapher des Subjekts*. In: Ders.: *Schriften*. Band II, S. 56–59
- Lacan, Jacques: *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*. In: Ders.: *Schriften*. Band I, S. 61–70
- Lacan, Jacques: *Schriften*. 3 Bände, Quadriga Verlag, Weinheim/Berlin 1986
- Lakoff, George/Johnson, Mark: *Leben in Metaphern – Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Carl Auer Verlag, Heidelberg 1998
- Leary, David E. (Hg.): *Metaphors in the History of Psychology*. Cambridge University Press, Cambridge 1990
- Man, Paul de: *Epistemologie der Metapher*. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. S. 414–437
- Moser, Karin S.: *Metaphernforschung in der Kognitiven Psychologie und in der Sozialpsychologie*. In: *Journal für Psychologie – Theorie, Forschung, Praxis*. Vol. 9, Nr. 4/2001, S. 17–34
- Nietzsche, Friedrich: *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*. In: Schlechta, Karl (Hg.): *Friedrich Nietzsche*. Band 3, S. 309–322
- Richards, Ivor A.: *Die Metapher*. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. S. 31–57
- Ricœur, Paul: *Die Interpretation – Ein Versuch über Freud*. Suhrkamp, Frankfurt 1969
- Ricœur, Paul: *Die lebendige Metapher*. Wilhelm Fink Verlag, München 1986
- Rorty, Richard: *The Linguistic Turn – Recent Essays in Philosophical Method*. The University of Chicago Press, Chicago/London 1967
- Schlechta, Karl (Hg.): *Friedrich Nietzsche – Werke in drei Bänden*. Hanser Verlag, München 1954
- Schmitt, Rudolf: *Metaphern des Helfens*. Beltz/PsychologieVerlagsUnion, Weinheim 1995
- Schönherr-Mann, Hans-Martin: *Das Mosaik des Verstehens – Skizzen zu einer negativen Hermeneutik*. »edition fatal«, München 2001 sowie Internet: <http://www.edition-fatal.de/onlinebib/isbn393514723.pdf>
- Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*. Suhrkamp, Frankfurt 1971

INFORMATIONSBLATT

| | |
|-------------------------------|---|
| Autor(Innen): | Anil K. Jain |
| Titel: | Gruppen-Bilder |
| Untertitel: | Induktive Metaphernanalyse als kreatives Instrument in der qualitativen Sozialforschung (am Beispiel der Metaphorisierung von sozialen Gruppen-Kontexten) |
| Jahr der Abfassung: | 2003 |
| Version/Aktualisierungsdatum: | 04/04/2006 |
| Originaler Download-Link: | http://www.power-xs.net/jain/pub/gruppenbilder.pdf |
| Erste Druckveröffentlichung: | — |

Wer Passagen dieses Textes zitieren will, möchte bitte, auch falls eine Druckveröffentlichung vorhanden sein sollte, die PDF-Version als Grundlage verwenden (Version/Aktualisierungsdatum angeben), da die PDF-Version umfangreicher und/oder aktualisiert und korrigiert sein könnte.

Weitere Texte von Anil K. Jain sowie weitere Informationen unter: <http://www.power-xs.net/jain/>
E-Mail-Kontak: jain@power-xs.net

Rückmeldungen sind willkommen! (Aber ohne Antwort-Garantie)

NUTZUNGSBEDINGUNGEN:

Wissen soll frei sein! Bitte zögern Sie nicht deshalb nicht, diesen Text in beliebigen Formen für private oder akademische Zwecke zu vervielfältigen und zu verteilen. Anstatt jedoch den Text an anderer Stelle zum Download zur Verfügung zu stellen, sollte – so lange sie existiert – besser zur originalen Download-Adresse verlinkt werden (siehe oben), um genau Informationen über die Gesamtzahl der Downloads zu erhalten. Im Fall einer nicht-kommerziellen Druckveröffentlichung bitte die Publikationsdaten an den/die Autor(Innen) melden.

Jegliche kommerzielle Verwendung ist ohne die vorherige ausdrückliche Genehmigung durch den Autor/die AutorInnen strengstens untersagt. Als kommerzielle Verwendung gilt jegliche Art der Publikation und Redistribution, die die Erhebung von Gebühren irgendwelcher Art oder die Zahlung von Geld (oder Geld-Äquivalenten) impliziert und/oder zu Werbezecken dient.

Der Text darf in keinem Fall ohne Genehmigung in irgend einer Weise verändert werden. Informationen über die Autorenschaft und, falls zutreffend, über bestehende Druckveröffentlichungen dürfen nicht entfernt oder verändert werden.